

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Drenham.
Autorisiert — Nachdruck verboten.
(Fortsetzung.)

13.

Der Teufelspaß fordert sein erstes Opfer und ein Kosakenergeant ahnt kommende Ereignisse.

Katinka schrie auf, als sie die toten Wölfe sah und verbarg ihr Gesichtchen in ihres Vaters Rock, und Katia erschauerte, Gott dankend für ihre Rettung, als sie an den blanken Knochen des armen Pferdes vorbeikam. Der Weg war nicht so schwierig, wie Stepan gefürchtet hatte; der Schnee war hart geworden und selbst die tiefen Schneeweihen an den Wegkrümmungen konnten sie passieren, ohne allzutief einzusinken. Die Sonne leuchtete froh und hell, wenn sie auch keine Wärme spendete, und die frische Luft tat ihnen wohl nach dem langen Eingesperrtsein, so kalt sie auch war. Mehr noch. Sie wirkte belebend auch auf das Pferd, das so mager geworden war, daß ihm die Rippen hervorstanden, und sie konnten die Kinder auf den Sattel setzen, während sie selbst zu beiden Seiten einherstritten.

Doch Stepan und Katia und das Pferd, unbeschreiblich geschwächt durch Mangel an Nahrung, waren alle froh, als sie Tschernsk erreichten, noch ehe der Abend angebrochen war.

Stepan hielt es für wichtig, sich sofort im Polizeibureau zu melden, denn er kannte Danoff. Eine Schar von Dörflern begleitete ihn und die Seinen dorthin, denn wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von den Eingeschneiten im Dorf verbreitet.

„Was soll das heißen?“ rief Danoff, als er Stepan sah. „Ihr habt kein Recht, hier in Tschernsk zu sein!“

„Wir konnten nicht anders als nach Tschernsk kommen, Erzellenz!“

„Weshalb?“

„Wir sind achtundzwanzig Tage lang droben in den Hügeln eingeschneit gewesen; — und Rufe des Erstaunens und Schreckens wurden unter den Umstehenden laut.“

„Achtundzwanzig Tage! Und dein Paß schreibt ausdrücklich vor, daß zehn Tage —“

Da erkannte selbst Stepan. Selbst er wußte noch nicht, wie engherzig und gefährlich ein Mann beschränkten Sinnes sein kann, wenn dieser Mann ein Beamter in Amt und Würden ist und sich streng und gedankenlos an den Buchstaben des Gesetzes hält...

„Es gibt Mächte, Erzellenz, die noch stärker sind als der Wille seiner Erzellenz Paschkin —“ begann Stepan.

„Du bist unerschämte, mein Freund,“ sagte Danoff ärgerlich.

„Aber wir waren doch eingeschneit, Erzellenz, und konnten weder vorwärts noch rückwärts.“

„Daran hättest du vorher denken sollen. Du hattest kein Recht, dich einschneiden zu lassen.“

„Letzte Nacht,“ berichtete Stepan, um das gefährliche Gespräch auf ein anderes Thema abzuwenden, „wurden wir von Wölfen überfallen. Ich habe elf Wölfe getötet. Sie liegen oben bei unserem Wagen nahe der Paßstraße.“

„Elf Wölfe!“ rief ein Bauer. „Ah — das sind fünf- und fünfzig Rubel!“ Denn damals zahlte der Staat eine Prämie von fünf Rubeln für jeden Wolfskopf.

„Schön,“ sagte Danoff. „Du kannst irgend jemand hinschicken und mir die Wolfsköpfe holen lassen. Hier in Tschernsk jedoch darfst du nicht bleiben, wie du ganz genau weißt. Du mußt sofort weiterreisen.“

Stepan starrte ihn in maßlosem Erstaunen an.

„Heute nacht noch, Erzellenz?“

„Sofort. Du hast deine zehn Tage in Tschernsk bereits verbracht, und dein Paß sagt ausdrücklich, daß du dich unter keiner Bedingung und aus keinem Anlaß an irgend einem Ort länger als zehn Tage aufhalten darfst.“

„Aber ich war doch fort seit jenen zehn Tagen, Erzellenz!“

„Gleichviel. Bleibst du hier heute nacht, so bist du den elften Tag hier. Ist das nicht etwa so?“

„Nicht ganz elf Tage, Erzellenz.“

„Elf Tage sind elf Tage.“

„Mit allem Respekt, Erzellenz, aber einer derartigen Auffassung des Wortlauts meines Passes bin ich noch nicht begegnet. Man nahm überall an, daß nur der ununterbrochene Aufenthalt nicht länger als zehn Tage dauern durfte.“

„Das geht mich nichts an. Was kümmert es mich, was andere tun! Sie mögen ihre Köpfe in die Schlinge stecken, wenn es ihnen beliebt. Ich tue das nicht. Du mußt sofort abreisen, Stepan Iwanowitsch!“

„Dann werde ich mein Weib und meine Kinder hier im Dorfwirtshaus lassen. Sie können mir in den nächsten Tagen folgen. Wir alle sind beinahe verhungert.“

„Dagegen habe ich nichts.“

„Wir gehen mit dir, Stepan,“ sagte Katia mutig; doch der Wille war stärker bei ihr als die Kraft, denn sie konnte sich kaum auf den Füßen halten — kein Wunder nach diesen achtundzwanzig Tagen der Entbehrungen und der Angst. Bläß und gebrechlich sah sie im Lampenlicht aus.

„Du bleibst, Katia,“ sagte Stepan befehlend und wollte noch einmal versuchen, wenigstens etwas günstigere Bedingungen von Danoff zu erhalten, als die Dinge eine ganz andere Wendung nahmen.

„Das ist Iwan Tsillas Sattel, den du da auf deinem Pferde hast!“ rief der alte Kosakenergeant, der sich Pferd und Sattel sorgfältig angesehen hatte. „Er gehört Iwan Tsilla von Drem. Ich erkenne ihn an den Steigbügeln und Stablschnallen.“

„Wie kommst du zu diesem Sattel?“ fragte streng Kapitän Danoff, der ein Verbrechen witterte.

Stepan erklärte es.

„Um. Die Sache muß untersucht werden,“ entschied Danoff. „Bis das geschehen ist, muß ich dich hier behalten.“ Stepan lächelte innerlich. „Wie Erzellenz befehlen,“ sagte er. „Die Sache mit dem Sattel verhält sich genau so, wie ich sagte.“

Aber es schwante „Seiner Erzellenz“ plötzlich, daß er ja selbst gegen Paschkins Vorschriften verstoßen würde, wenn er Stepan Mline in Haft behielt. Er dachte nicht daran, sich dieser Gefahr auszusetzen: der Polizeimensch in ihm empörte sich jedoch gegen den Gedanken, einen Mann laufen zu lassen, der möglicherweise ein Verbrechen begangen haben konnte. Nach langem Nachdenken fand er endlich den salomonischen Ausweg, Stepan zwar in Haft zu nehmen, ihn aber nicht in Tschernst sondern in einem fünf Meilen entfernten Dorfe einzusperrn!

Katia wollte unter allen Umständen mitgehen und Stepan wehrte sich energisch dagegen. Schließlich erlaubte aber Danoff, daß Stepan einen Schlitten mieten durfte, und so machten sie sich alle zusammen auf den Weg, eskortiert von dem alten Kosakensergeant. Die Bauern hatten den Schlitten mit Nahrungsmitteln bepackt, ohne eine Kopete Bezahlung dafür annehmen zu wollen, und sich gerne bereit erklärt, nicht nur für sein Pferd zu sorgen, sondern auch das Haus auf Rädern nach Tschernst zu schaffen, sobald es die Witterung erlauben würde.

Schließ Stepan auch in jener Nacht hinter Schloß und Riegel, so schließ er doch besser als seit langer Zeit. Denn Katia und die Kinder waren gut aufgehoben in einem Hause ganz in der Nähe und verfügten über Geld genug, um an nichts Mangel zu leiden. Er selbst hatte so viel gegessen, daß er das Gefühl hatte, sich für den ausgestandenen Hunger schon einigermaßen entschädigt zu haben. Die Geschichte mit dem Sattel machte ihm nicht das geringste Kopfschmerzen, denn er war ja unschuldig und die Sache mußte sich bald genug aufklären.

Der Kosak, der als Gefängniswärter fungierte, erlaubte, als er ihm klüglich einige Rubelscheine in die Hand gedrückt hatte, daß Katia und die Kinder ihn täglich besuchen durften, und gestattete auch, daß ihm das Essen ins Gefängnis gebracht wurde.

So ging es ihnen allen gut und sie freuten sich der Ruhetage, wenn diese Ruhe auch unfreiwillig war.

Nach Ablauf von zehn Tagen jedoch sandte Kapitän Danoff, dessen gewissenhafte Seele sich Sünden gefürchtet hätte, einen Befehl nicht buchstäblich zu vollziehen, zwei Kosaken, die Stepan Mline nach einem andern Dorf transportieren mußten. Wieder gingen Katia und die Kinder mit. Und als weitere zehn Tage verstrichen waren, wurde er auf gleiche Weise nach einem dritten Dorfe gebracht. So fürchtete in Sibirien selbst ein Polizeikapitän den allmächtigen Paschkini!

Nachdem auch diese zehn Tage vergangen waren, kam ein Kosak geritten, der den Befehl Danoffs überbrachte, Stepan in Freiheit zu setzen. Gouverneur Tatukoff hatte sich dahin entschieden. Außerdem war die Affäre mit dem Sattel im Sande verlaufen, denn Jwan Tfilka von Drem war lebendig und befand sich wohl, obgleich minus eines Grauschimmels. Die Geschichte mit den Wölfen konnte ja stimmen, denn die Bauern von Tschernst hatten „Seiner Erzellenz“ die Köpfe von elf Wölfen gebracht. (Die Prämie von fünfundsünfzig Rubeln erhielt Stepan übrigens niemals.) Stepan war also wieder ein freier Mann. Danoff ließ ihn jedoch in aller Form daran erinnern, daß er zehn Tage im Gefängnis dieses Dorfes gewesen und daß es deshalb höchste Zeit für ihn sei, sich aus dem Staube zu machen — eine Mahnung, der Stepan mit frohem Herzen sofort folgte. Er legte kein besonderes Gewicht darauf, länger als notwendig war, in Kapitän Danoffs Machtbereich zu bleiben.

Sie hatten Geld, übrig genug Geld. In einigen Wochen kam der Frühling, und dann konnten sie ihr Haus wieder auf Räder setzen statt der Schlittenskufen und froh dahinwandern übers Land.

Von Katia hatte er erfahren, daß es den guten Menschen von Tschernst gelungen war, ihren Wagen von der Bahöhe herab ins Städtchen zu schaffen und daß er nur

von seinem Eigentum Besitz zu nehmen brauchte. Er machte sich sofort auf den Weg nach Tschernst.

Die furchtbaren Zeiten im Schnee und die Angst, die sie um Stepan hatte ausstehen müssen, hatten Katias Gesundheit schwer zugefügt und noch am gleichen Tag, an dem sie nach Tschernst aufbrachen, wurde sie krank und phantasierte im Fieber. Schon lange hatte sie sich nicht wohl gefühlt, sich aber nichts merken lassen wollen, um Stepan nicht zu beunruhigen. Nun kam der Zusammenbruch mit einem Schlag.

Als sie in einer gemieteten Telega nach Tschernst fuhren und in der Ferne die Häuser des Städtchens aufsuchten, packte sie Stepans Arm so plötzlich und mit so eisernem Griff, daß er entsetzt aufsprang und beinahe vom Sitz gefallen wäre.

„Die Wölfe!“ schrie sie mit heiserer Stimme. „Hörst du sie nicht, Stepan? Sie kommen! Da sind sie, Stepan! Sie werden uns niederreißen und zerfetzen wie den Schimmel!“

Entsetzt starrte er sie an und sah, daß auf ihren blaffen Wangen hochrote Flecke glühten und ein unheimliches Feuer in den Augen loderte.

„Hier sind keine Wölfe, Duschenko,“ jagte er leise und tröstend, aber mit eisiger Furcht im Herzen, denn er ahnte, daß Katia eine schwerkranke Frau war.

„Ich höre sie!“ schrie sie wieder. „Sie kommen, Stepan — sie — mein Gott, Stepan —“ und sie sank wie ein hilfloses Bündel auf den Boden der Telega nieder und schlang den Arm um Katia und drückte den kleinen Stepan an ihre Brust.

Der Mann aber peitschte auf die Pferde ein, denn eine furchtbare Angst hatte ihn gepackt und er kam sich hilflos vor wie ein Kind.

„Wenn die Wölfe kommen, töte ich sie wie ich es tat oben auf der Bahstraße,“ murmelte er, um sie zu beruhigen, und jagte gen Tschernst.

„Schneller, Stepan, schneller!“ schrie Katia.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Tod und Leben.

I Von Kapitänleutnant Carl Christianen*.

Schräg nach Land zu ist die Einfahrt zur Mansabucht, einige Kilometer nördlich von Tanga. Indem wir fast das Lotsenboot erreicht haben, hat sich der feindliche Kreuzer mit seiner weitüberlegenen Geschwindigkeit erheblich genähert. Die deutsche Flagge ist soeben auf unserem Schiff gesetzt, da blüht beim Kreuzer dranzu der erste Schuß auf. Der Tanz beginnt. Dünne halt der Donner durch den sonst so friedlichen Tropenmorgen. Mehrere hundert Meter hinter uns der Aufschlag. Es sollte vom Engländer wohl das Zeichen sein, beizudrehen oder unsere Fahrt zu verringern; wir denken aber gar nicht daran. Eine Salve folgt dem ersten Schuß; alle Aufschläge liegen zu kurz.

Ein schneller Entschluß muß nun gefaßt werden. Es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder mit der Fahrt heruntergehen, den Lotsen an Bord nehmen, um den nur noch sechs Seemeilen entfernten Hafen von Tanga zu erreichen, oder mit scharfer Wendung ohne Fahrtverminderung Zusecht in der nahen Mansabucht suchen. Die Aussicht besteht dann, daß der feindliche Kreuzer nicht ohne weiteres folgen kann und unser Schiff durch Versenken auf flachem Wasser vor gänzlicher Zerstörung bewahrt wird.

Da im ersteren Fall beim Stoppen, um den Lotsen an Bord zu nehmen, der Feind in günstige Feuerentfernung kommt, wird der letztere Ausweg gewählt. Ganz dicht drauß unser Schiff am Lotsenboot vorbei. In demselben befinden sich Kapitän Schade von der Deutsch-Ostafrikalinie und Herr Memel, Vertreter der genannten Schiffsreederei in Tanga.

Ohne bisher einen Treffer erhalten zu haben, passieren wir nach einigen Minuten die Einfahrt zur Mansabucht. Eine Landzunge entzieht uns den Blicken des feindlichen Kreuzers. Er stellt vorläufig das Feuer ein. Unsere Ausguckposten in beiden Masten melden laufend die Bewegungen des Verfolgers. Wir fahren jetzt mit Nordkurs und unverminderter Geschwindigkeit in der langgestreckten Mansabucht im Schutze der Landzunge dahin. Auf diese Art passieren wir auf Gegenkurs den inzwischen als „Dunkel“ erkannten englischen Kreuzer.

Was wird der Feind unternehmen? Wird er uns bis in die Bucht verfolgen? Man muß es eigentlich annehmen. Ueber die

* Wir sind in der Lage, aus dem in Kürze im Verlag des Volkskünst (Nied. Kuntel), Stuttgart, erscheinenden Buche „Durch — Mit Kriegsmaterial zu Vethow-Vorbe!“ obigen Abschnitt schon heute zu veröffentlichen. Die Probe läßt mit Bestimmtheit ein Buch von großer Kraft erwarten.

Landzunge hinweg kann er höchstens unsere beiden Mastspitzen sehen. Ob dieses schwache Ziel ein genaues Feuern von seiner Seite ermöglicht? Hoffentlich nicht! Mit größter Spannung werden die nächsten Minuten erwartet. Die Entzündung muß gleich fallen, ob wir ungehindert einen günstigen Ankerplatz erreichen werden. Jetzt muß „Hazard“ dicht vor der Buchsteinfabrik sein. „Feindlicher Kreuzer dreht auf Gegenkurs!“ meldet der Ausguckposten im Mast. Gleich darauf: „Kreuzer fährt mit langsamer Fahrt nach Norden.“

Die Spannung der letzten Minuten weicht der großen Freude, für den Augenblick außer Gefahr zu sein. Durch das unverstehliche Manöver des feindlichen Kreuzers haben wir berechnete Hoffnung, soviel Zeit zu gewinnen, um einen Ankerplatz auf starkem Wasser in der nördlichsten Ecke der Mansabucht erreichen zu können.

Vom inneren Strande der Bucht löst sich ein Eingeborenen-Kanoe und nähert sich unserer Fahrtrichtung. Außer einigen Schwärzen erkenne ich in dem Boot einen Schutztruppenoffizier in Kasiniform. Er winkt mit den Händen, wohl zum Zeichen, daß wir halten sollen, um ihn an Bord zu nehmen. Unsere noch immer unverminderte Fahrt ist ihm anscheinend unverständlich, denn er ahnt ja nicht, daß ein feindlicher Kreuzer uns dicht auf den Fersen sitzt. Aus seinen verschobenen Zügen entnehme ich nur, daß auf der uns von der See trennenden Landzunge eine Maschinen-gesellschaft in Stellung ist. Alles andere geht unter in dem Geräusch der schwer arbeitenden Maschinen und im Rauschen des aufgewühlten Wassers.

Nach laufenden Meldungen der Ausguckposten fährt der Kreuzer „Hazard“ außerhalb der Landzunge mit parallelem Kurs auf fast gleicher Höhe mit uns in langsamer Fahrt nordwärts. Was mag er vorhaben? Ich kann es mir nicht vorstellen, daß er davonfahren wird, ohne irgendwas zu unserer Zerstörung zu unternehmen. Sollte ihm vielleicht ein vor wenigen Monaten in der Schlacht bei Tanga erhaltener Deutsettel die Wacht verleiht haben, uns in die Bucht zu folgen? Oder ist die Verfolgung abgebrochen aus Mangel vor einer Minensperre? Hoffen wir das Beste!

Unwissen nähert wir uns dem Ende der Bucht, die Fahrt wird verlangsamt. In der nördlichsten Ecke der Mansabucht hinter einer kleinen Erhöhung auf der Landzunge scheint der geeignete Ankerplatz zu sein, der den besten Schutz nach außen bietet. In ganz geringer Wassertiefe, das Schiff hat kaum einen Meter Wasser unter dem Boden, rasselt der Anker in die Tiefe.

Trotzdem keiner von uns weiß, was die nächsten Minuten bringen, ist es ein schönes Gefühl, nach der langen Fahrt trotz aller Hindernisse glücklich bis herüber gekommen zu sein, und daß unser Schiff mit seiner wertvollen Ladung in einer deutschen Bucht vor Anker liegt.

Ich habe eben nach beendigtem Ankermanöver die Kommando-Brücke verlassen, um einen Furchspruch an die „Königsberg“ zu ankurbeln, als dumpfes Rauschen und Heulen in der Luft mir den Anfang der feindlichen Beschützung mit jäher Deutlichkeit anzeigt. Sofort an Deck geeilt, komme ich noch gerade zeitig genug, den Aufschlag der ersten Salve etwa 70 Meter weit vom Schiff festzustellen. Es wird recht bald Treffer geben! — Ist mein erster Gedanke, und wie viele in unserem mit Munition vollbeladenen Schiff wirken müssen, brauche ich mir nicht weiter auszumalen. An einer Stelle auf dem Hinterdeck sehen allein 100 Tonnen Sprengstoff.

Es ist ein niederträchtiger Gedanke, daß wir hier, unmittelbar am Ziel unserer Schwärzen, fast 13 000 Seemeilen langen glücklichsten Fahrt, noch gezwungen werden können, unser Schiff zu versenken oder mit ihm in die Luft zu steigen. Jetzt zum Überlegen ist nicht vorhanden. Die zweite Salve bringt uns mehrere Treffer, einen im Vorschiff, den zweiten außenbords im Kohlenbunker, so daß die Sprengstücke von innen heraus durchs Oberdeck fliegen. Sofort muß gehandelt werden, um zu retten, was noch zu retten ist.

„Bodenventile öffnen, alle Räume stürzen!“ schallt der Befehl durchs Schiff und kurz darauf: „Oberschiff anzünden nach Plan!“ Hoffentlich haben beide Befehle erwünschte Wirkung. Ob das Wasser durch die Bodenventile so schnell alle Laderäume überflutet, daß das von oben herunterbreinende Feuer das kostbare Kriegsmaterial in den Laderäumen nicht mehr erreichen kann? Werden wir in den nächsten Augenblicken so schwere Treffer erhalten, mit Explosion der eigenen Ladung, daß ein Versinken des Schiffes überhaupt unnötig ist? Diese und ähnliche Gedanken erfüllen mich die nächsten langen, langen Minuten...

Die sich überschneidenden Ereignisse in den folgenden Augenblicken sind schwer wiederzugeben. Das Schiff erhält in kurzen Zeit ein größere Anzahl Treffer, die glücklicherweise noch keine Explosionen hervorrufen. Es brennt an mehreren Stellen, hauptsächlich durch die angeschwemmte Deckladung. Das Feuer entwickelt nach Wunsch einen ungeheuren Qualm. Die geöffneten Bodenventile lassen mächtig Wasser ein, so daß im Maschinenraum bald alles unter Wasser steht. Bis zum letzten Moment bleibt das Personal dort auf Stationen; die Wassermengen müssen möglichst gleichmäßig nach allen Schiffsräumen geleitet werden. Außerdem lassen geöffnete oder zerlöschene Dampfrohre mit lautem Pöfen Dampf ausströmen, dazu die im Schiff und in der Nähe freipendenden 15-Zentimeter-Granaten. Es ist ein mahnendes Höllengetöse!

Ruhig und besonnen tut jeder Mann der Besatzung seine Pflicht auf dem angewiesenen Posten. Dem Ausguckposten im Mast wird von dem Aufdruck einer Granate die Kleidung vom Leibe gerissen, an Deck werden mehrere Mann verwundet. Der leitende Maschinist bringt mir die Meldung, daß das Fluten der Laderäume schneller wie man erwarten konnte, vor sich geht. Ein Glück! Die Rettung der Ladung hängt davon ab. Ein weiteres Verweilen an Bord ist zwecklos, außerdem unmöglich, es hieße unnötig Menschenleben opfern.

Auf meinen Befehl: „Alle Mann aus dem Schiff!“ werden zwei Schiffsboote zu Wasser gelassen. Während die Mannschaft die Boote besteigt, eile ich nach meinen unter der Kommando-Brücke gelegenen Wohnräumen, um daselbst noch einige wichtige Dokumente und meine Handwaffen zu holen. Es gelingt mir, aber eben habe ich die Kabine verlassen, als eine Granate von oben durchs Deck hart bei mir einschlägt. Alles brennt, Eisensplitter, bratende Holzstücke und Gott weiß was, fliegt um mich herum. An Deck zurückkehrt, finde ich meinen treuen Hund, der mich anscheinend ängstlich erwartet. Das erste Boot hat bereits abgelegt und nähert sich dem Strande. Unter Mitnahme des treuen Hundes besteige ich das letzte Boot und bringe es sofort aus der Feuer-richtung heraus. Unser Dampfer hatte bis dahin über 20 Volltreffer erhalten.

Während das Schiff unter schwerem Feuer liegt, haben wir uns mit dem Boot inzwischen einige hundert Meter entfernt. Klüßlich wird die Beschießung eingestellt. In der Annahme, daß dieses vielleicht den Abbruch der feindlichen Aktion bedeutet, gebe ich sofort Befehl, an Bord zurückzukehren, um, wenn irgend möglich, das Feuer zu löschen. Wir sind bereits auf dem Wege, als von dem ersten Boot, das sich näher an Land befindet, Signal gegeben wird: „Feindlicher Kreuzer erscheint in der Buchsteinfabrik!“

Die Begrüßung sollte auch nicht lange auf sich warten lassen. Mit allen Kräften eilen wir jetzt dem Lande zu, um das an der Innenseite der Bucht gelegene etwa 500 Meter entfernte Ufergelände zu erreichen.

Die Zwillingbrüder.

Von Alfred Bratt.

Wenn ich einen Zwillingbruder hätte, würde ich alles darauf setzen, keinen Zwillingbruder zu haben. Nicht aus Eifersucht oder Herrschergeiz; nicht aus dem Wunsche heraus, der Letztere zu sein. Nein, ich würde ihm gerne den Vorrang überlassen, ich würde ihm ohne weiteres das Recht der Erstgeburt schenken. Ohne auch nur auf einen einzigen Missetat des berühmten biblischen Eifersüchtigen Anspruch zu erheben.

Das heißt: die ganze Sache würde mich natürlich auch interessieren und erregen, wenn wir auch äußerlich Zwillingbrüder wären. Wenn wir einander ähnelten wie ein Ei dem anderen, und wenn durch den Verzicht auf die Gleichaltrigkeit auch diese vollkommene Ähnlichkeit aus der Welt geschafft werden könnte.

Im vergangenen Sommer hatte ich nämlich Gelegenheit, das Drama der Zwillingbrüderschaft aus nächster Nähe zu studieren. Ich verbrachte einige Wochen in dem kleinen Seebad Hornbad am Dorefiand. Es war reizend und gemächlich in unserem kleinen Hotel; wir bildeten eine friedfertige Familie, eine kameradschaftliche Gesellschaft. Tagelang wurden die Stille und das gute Einvernehmen an der Tafel, auf der Terrasse und am Strand auch nicht durch den leisesten Mißton gestört.

Da trafen zwei neue Gäste ein. Die Zwillingbrüder. Und nun war es mit Ruhe und Eintracht vorbei.

Es waren die Brüder Jensen aus Kopenhagen. Erik und Frederik Jensen. Ihr übereinstimmendes Aussehen ist noch nicht genügend charakterisiert, wenn man sagt, daß sie einander zum Verwechseln ähnlich waren. Erik war ganz einfach Frederik, und Frederik war ganz einfach Erik.

Als sie angekommen waren und der Wirt sie empfing, verlangte Erik ein Balkonzimmer mit zwei Betten, während Frederik noch draußen das Abladen der Koffer beaufsichtigte. Der Wirt ging, um nach dem Zimmer zu sehen. Als er zurückkam, sagte er: „Ich habe ein schönes Balkonzimmer für Sie freigemacht, Herr Jensen.“ „Nehme ich nicht!“ erwiderte Jensen. „Ich hätte Zimmer mit Balkon!“

„Aber“ — und der gute, dienstbereite Wirt riß die Augen weit auf — „Sie haben doch eben eines mit Balkon verlangt!“

„Ist mir nicht im Traum eingefallen,“ erwiderte Jensen streng.

„Doch, mein Herr!“

„Nein, sage ich Ihnen! Das war getösch mein Bruder Erik.“ Der balkonfeindliche Jensen war nämlich Frederik, der die Hotelhalle betreten hatte, während der balkonfreundliche Erik in den Garten gegangen war.

Der diplomatische Zwischenfall wurde schließlich beigelegt, indem Herr Erik Jensen an der Balkonseite des Zimmers Liefe, Herr Frederik Jensen hingegen an der Türseite.

Vor dem Mittagessen, als die Gäste sich im Speisesaal versammelten, trat Herr Erik Jensen ein. Höflich und korrekt ging er von Gast zu Gast, machte eine kurze Verbeugung und sagte:

„Jensen.“ Dann setzte er sich.

Wir nahmen alle Platz, denn die Suppe wurde aufgetragen.

Als das melodische Köffelgeschlopper gerade begonnen hatte, trat Herr Frederik Jensen ein. Formlich und gewissenhaft stellte er sich jedem vor. Als er zur Generalwitwe Sördrup kam, die eine etwas rechtschaberische Dame ist, erhielt er die von einem scharfen Blick über den Köffelrand begleitete Antwort: „Wir kennen uns schon.“

„Sie irren,“ sagte er höflich. „Ich irre mich niemals,“ erwiderte die Generalin böse. „Merken Sie sich das, Herr Jensen!“ und sie schürzte die Suppe mit hörbar unwilligem Schnauben.

„Verzeihung, aber diesmal irren Sie trotzdem. Ich bin nämlich Frederik.“

Die Generalwitwe Sördrup ließ den Köffel in den Teller fallen, daß die Suppe hochspritzte. „Ich verbitte mir Ihre Intimitäten,“ rief sie erbost. „Andernfalls müßte ich Sie einen Flegel nennen, Herr Jensen!“

Da sprang Erik Jensen am anderen Ende der Tafel auf: „Was haben Sie gesagt?“

Die Generalwitwe zwinkerte mit den Augen, denn sie war etwas kurzschichtig. „Du Ihnen habe ich gar nicht gesprochen,“ murmelte sie.

„Doch,“ beharrte Herr Erik Jensen. „Ich kann die ganze verehrliche Gesellschaft hier zu Beugen dafür aufrufen, daß sie sagten: „Andernfalls müßte ich Sie einen Flegel nennen, Herr Jensen. Und ich bin Jensen.“

„Nein.“

„Na, erlauben Sie 'mal, ich muß doch am besten wissen, wer ich bin!“

Er setzte sich wieder, und sein Bruder setzte sich neben ihn. Die Generalwitwe beugte sich verblüfft vor und sagte: „Entschuldigen Sie, aber auch ich wußte nicht, daß sie doppelt leben.“

Die Debatte war beendet. Die restliche Mahlzeit verlief ohne Zwischenfall.

Nachmittags, als ich den einsamen Strandweg entlang ging, sah ich Fräulein Agda Linden, die Schwester des Assessors Carl Linden, in Begleitung eines der Herren Jensen dahinschreiten. Einmal blieben sie stehen, und er faßte ihre Hand und streichelte sie. Ich schlug mich in die Blöße oder vielmehr in eine Sandmulde. Denn ich bin ein diskretes Individuum.

Aber meine Diskretion wäre gar nicht nötig gewesen. Denn am nächsten Tage ging Fräulein Agda Linden in Begleitung eines der Herren Jensen auf ihren Bruder, den Assessor Carl Linden, zu und sagte strahlend: „Lieber Carl, ich habe mich mit Herrn Erik Jensen verlobt.“

Und da gratulierten wir alle. Und Assessor Carl Linden zeigte sich äußerst erfreut. Denn seine Schwester war nicht besonders hübsch. Aber dafür war sie auch nicht mehr jung.

Am nächsten Tage ging ich mit Assessor Carl Linden in den Wald. Da erblickten wir einen Herrn und eine Dame Arm in Arm. Wir jogten uns nicht diskret zurück, denn Assessor Carl Linden ist kein diskretes Individuum.

Aber diesmal wäre die Diskretion sehr am Platze gewesen. Denn der Herr küßte die Dame. Und die Dame ließ sich küssen. Der Herr war Jensen. Die Dame aber war das hübsche Fräulein Sörensen.

Assessor Carl Linden machte einen Schritt, packte Herrn Jensen am Rockkragen und gab ihm eine Backpfeife. „Verräter,“ rief er, „gestern verloben Sie sich mit meiner unglücklichen Schwester, und heute küssen Sie eine andere.“

Herr Jensen erhob sich aus dem Moos, in das er gefallen war. „Herr,“ brüllte er, „das ist eine Unverschämtheit! Ich kenne Ihre Schwester gar nicht!“

Das hübsche Fräulein Sörensen aber sagte: „Oh, Sie Schwätzler! Und da wagen Sie es, vor 5 Minuten um meine Hand anzufaßten?“

„Das war mein Bruder,“ ächzte Herr Jensen.

„Was?“

„Ich meine: das war mein Bruder, der sich gestern mit Fräulein Linden verlobt hat. Ich bin nämlich Frederik.“

„Entschuldigen Sie,“ sagte Assessor Carl Linden.

„Verzeih meine Heftigkeit,“ sagte das hübsche Fräulein Sörensen.

„Ich empfehle mich,“ sagte ich.

Und ich ging zur Post und gab ein Telegramm auf: Erik und Frederik Jensen. Bitte sofort nach Kopenhagen kommen. Haupttreffer gemacht. Firma Jensen.

Dann ging ich an den Strand, legte mich in die Sonne und schlief.

Als ich zum Abendessen ins Hotel kam, waren Erik und Frederik Jensen, Assessor Carl Linden, Fräulein Agda Linden und das hübsche Fräulein Sörensen abgereist.

Am nächsten Morgen zog wieder tiefer Frieden in unsere kleine Gesellschaft ein. An der Türe des Hotels aber lag eine Tafel mit der Aufschrift: „Zwillingbrüdern ist der Eintritt verboten!“

Niemand wußte, wer die Tafel verfertigt und hingehängt hatte. Denn ich bin ein diskretes Individuum.

Büchertisch.

— **Bevont Andrejew, Das Joch des Kriegs.** Europäische Bücher, Max Rascher, Verlag, Zürich. Der gleiche Verlag, in dem Henri Barbusse: Das Feuer erschien, bringt in diesem Buche das Kriegserleben von russischer Seite gesehen. Bevont Andrejew, dessen Name guten Klang hat, zeigt in dem Kriegstagebuch eines kleinen Petersburger Bankbeamten, das am 28. August 1914 beginnt und mit dem 1. Oktober 1916 schließt, also das Ereignisse der großen russischen Revolution noch nicht umfaßt, wie die Kriegspolizei einen stillen strebsamen Normalmenschen völlig aus der Bahn wirft und ihn beinahe zum Selbstmord führt. Dieser Normalmensch ist kein großer Geist und kein aufrechter heroischer Charakter, er ist ein wenig Pedant, aber ein liebevoller Familienvater, dessen ganzer Schicksal den Gemeininteressen ablehnend gegenübersteht, um die Familieninteressen um so mehr zu pflegen. Gerade von diesem Standpunkte aus gewinnt das Erlebnis Krieg, das sich für ihn nicht aus den Zeitungen spiegelt, sondern nur aus Reflexen, die sein eigenes Dasein überschatten, eine besonders tragische Gestalt und muß den Vertreter dieses Standpunkts um so mehr entwürzeln und haltlos machen. Es geschieht nichts Großes in diesem Buche. Ein geordnetes Familienleben zerfällt langsam und unerbittlich unter den rätselhaften Ausstrahlungen des Kriegsbrandes, der sich weit, weit von Petersburg entfernt, ausbreitet, und doch ist dieses Buch, das so gar nicht in die großen Ereignisse hineinführt, eines der erschütterndsten Dokumente menschlicher Ohnmacht und Hilflosigkeit einem Erleben gegenüber, dessen Unfähigkeit die Nervenkraft jedes denkenden Menschen zerfrisst.

— **Die Weltbühne, der Schaubühne XIV. Jahr, Bogen-** schrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 37: Der rechte Augenblick, von Germanicus, Die Freiheit der Meere, von L. Persius, Anmerkungen, von Rabund, Volkshemden und andre, von Ott, Georg Michaelis, von Johannes Fischer, Freundliche Aufforderung, von Theobald Tiger, Immermann und Grabbe, von S. J., Salben von Alons Goldschmidt, Antworten.

— **Die Weltliteratur Nr. 38, James Cayotte: Der** Liebestenfel. Nr. 39, Mikolauš Gogol: Schwedische Rache. Preis der Nummer 20 Pfennig. Vierteljährlich 2,50 Mark. Verlag der Weltliteratur, München.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

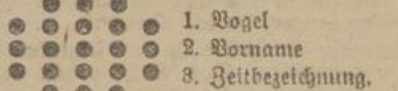
Grüne Klöße zu Pilzen. Tags zuvor in der Schale gekochte Kartoffeln werden gerieben, sehr viele Petersilie wird in etwas Fett gedämpft, wenn möglich so viel, daß der Teig gelber erscheint, zu den Kartoffeln gegeben, gefaltet und soviel Mehl, zur Hälfte mit Grieß gemischt, dazu getan, daß es einen festen Teig gibt, dem man möglichst 1 Ei oder etwas Backpulver zusetzt. Dann alles gut durcheinander kneten, runde Klöße formen und in Salzwasser kochen. Die Klöße werden mit gedämpften Pilzen angerichtet.

Kartoffelapfelskuchen. 1 Eiweiß und etwas glatt gerührtes Eierbutterpulver rührt man mit 175 Gramm Zucker schaumig, gibt etwas Zitronensaft, einen gehäuften Suppenteller ganz feingehackte Äpfel, sowie 500 Gramm kalte, gekochte, geriebene Kartoffeln dazu. Der Schnee des Eiweißes und 1 Päckchen Backpulver unter die Masse gerührt, 1 Stunde langsam gebacken.

Kürbispudding. 500 Gramm when geschälten Kürbis reibt man, brüht ihn möglichst fest aus und vermischt die Masse mit etwas Salz, 1 Ei-Erbsen und etwas Mehl; man bäckt in eiserner gut gefetteter Pfanne kleine Puffer. Sie werden mit Bimtzucker oder mit anderem gekochten Obst zu Tisch gegeben.

Kürbisgulasch. 1 Kilogramm Keinen, nicht zu reifen Kürbis schält man, entfernt die Kerne und schneidet den Kürbis in fingerdicke Streifen, vermischt diese mit etwas Salz und Essig und läßt sie 1/2 Stunde durchziehen. In etwas Fett bräunt man 3 feingeschnittene Zwiebeln, gibt den abgetropften Kürbis dazu und schmort ihn weich. 1 Kilogramm in der Schale gekochte Kartoffeln werden abgezogen und in Scheiben geschnitten. Diese werden zuletzt unter den Kürbis gemischt. Sehr gut ist, wenn man 50 Gramm Keimwurstelig geschnittenen Speck ausbrät und beim Anrichten auf das Gericht streut.

Homogramm.



- 1. Vogel
- 2. Vorname
- 3. Zeitbezeichnung.

Die Buchstaben A A A, B B, D D, E E E E E, G, N N N, T T, U U sind nach dem Muster obiger Figur derart zu ordnen, daß die drei waagerechten Reihen gleichlautend mit den drei senkrechten sind und Wörter von der beigelegten Bedeutung ergeben. (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer.
Keine, Essig, Siegel, Seil, Igel, Kessel, Genie. — Lessing.